

Die Sarkophage sind von den Hofphotographen Selle & Runge in Potsdam, Schwertfegerstraße 14, photographiert, und es kann deshalb der Redaktion . . . überlassen werden, die nötigen Aufnahmen von dort zu beziehen.

Schließlich ist die Aufnahme allerdings doch noch gestattet worden, nachdem erwiesen worden war, daß die Photographien von Selle & Runge die Details nicht in genügender Deutlichkeit und Schärfe enthielten.

Die Galerien können, wie ich bereits sagte, in ihrem eigensten Interesse von größeren Bildern nur selten Aufnahmen erlauben. Der Generaldirektor der königlichen Museen in Berlin, Wirklicher Geheimer Rat Dr. Schöne, hat die Güte gehabt, mir von einem bestimmten Gemälde mitzuteilen, wie oft es im Laufe der letzten fünfzehn Jahre photographiert worden ist. Ich wählte absichtlich eins der berühmtesten Bilder, bei dem im Publikum ein großes Interesse vorausgesetzt werden kann. Diese überaus lehrreiche Auskunft hat folgenden Wortlaut: »Berlin, den 6. Juni 1904. Gelehrter Herr! Auf das gefällige Schreiben vom 30. v. M. erwidert Ihnen die Generalverwaltung der königlichen Museen ergebenst, daß das Gemälde von Rubens »Neptun und Amphitrite« in den letzten fünfzehn Jahren ausweislich der diesseitigen Akten dreimal photographisch aufgenommen worden ist und zwar im Jahre 1890 von der Firma Hansstaengl in München, im Jahre 1894 von der Firma Braun & Co. in Dornach, im Jahre 1903 von der Photographischen Gesellschaft in Berlin. Der General-Direktor (gez.) Schöne.«

Da die Photographie von Braun & Co. noch nicht erschienen ist, so war also dreizehn Jahre lang die Hansstaenglsche Aufnahme unbestritten die neueste. Sie wird noch heute, nach 14 Jahren, von der Firma Hansstaengl vertrieben, und da diese Firma nur erstklassige Photographien liefert, so folgt, daß diese Aufnahme auch heute noch allen Ansprüchen genügt, die man an eine derartige Photographie stellen kann. Auch aus dieser Tatsache geht klar hervor, wie sehr die Erläuterungen im Irrtum sind, wenn sie sagen, daß »bei der schnellen Entwicklung der Technik eine mehr als fünfzehn Jahre alte Photographie nur selten zur Nachbildung anzureizen wird«.

Aus den obigen Betrachtungen ergibt sich die zwingende Notwendigkeit, daß § 5 des alten Photographie-Schutzgesetzes aus Gründen der Gerechtigkeit in das neu zu schaffende Gesetz hineingenommen werden muß. Es muß so bleiben, wie es seit achtundzwanzig Jahren gewesen ist, daß Photographien nur dann gegen Nachbildung geschützt sind, wenn sie den Namen und Wohnort des Photographen und das Jahr des ersten Erscheinens auf jeder Kopie enthalten. Wenn man aber aus mir unbekanntem und unverständlichen Gründen unter allen Umständen von dieser Formalität loskommen will, so muß wenigstens die amtliche Registrierung eingeführt werden, wie sie sich in Italien, Frankreich, England, Vereinigte Staaten usw. schon seit vielen Jahren bewährt hat.

Gustav Uhl.

## Die Presse in Japan.

Von L. Lwow.\*

(Vgl. Börsenbl. 1903, Nr. 263, 1904, Nr. 51, 111, auch 118.)

Shinbun wa ikaga? (Zeitung gefällig?) — das ist der Ruf, der bei der Ankunft der Züge auf allen Bahnhöfen Japans, sogar den unbedeutendsten, ununterbrochen ertönt. Es ist dies der Ruf der Zeitungshändler, die auf den Stationen mit ganzen Stößen von Zeitungen hin- und herlaufen, und das fahrende Publikum kauft die Zeitungen gern. In welchen Waggon man

\* Übersetzt aus Wolffs »Nachrichten für Literatur, Wissenschaft und Bibliographie« (russ. VII. Jahrg. Nr. 4, Petersburg 1904). Diese in gleicher Güte rüstig fortschreitende Zeitschrift sei aufs neue bestens empfohlen.

auch hineinschauen mag, überall erblickt man jemand, der sich ins Lesen vertieft hat. Ganz dasselbe sieht man auch in den Restaurants, den Läden usw. Der Japaner ist ein großer Liebhaber von Zeitungen, und sie werden dort nicht bloß in den Städten, sondern auch auf den Dörfern eifrig gelesen.

Zur Zeit der Feudalherrschaft, wo es in Japan keine Spur von politischem Leben, noch irgend eine klar ausgedrückte persönliche Initiative gab, sondern nur ein despotisches Regime herrschte, gab es dort überhaupt keine Zeitungen, sogar nicht einmal in der primitiven Gestalt, wie sie in China schon seit fünf bis sechs Jahrhunderten herausgegeben wurden. Das einzige, was einigermaßen an die Entstehung einer japanischen Presse erinnern könnte, war »Jomi Uri«, das ist wörtlich übersetzt »Verkauf des Vorlesens«.

An gewissen Tagen zog eine Gruppe gewöhnlicher, schlechtgekleideter Leute mit Strohsandalen an den Füßen, mit einer Trommel, durch die Straßen der Stadt, blieb auf den belebtesten Plätzen stehen und las verschiedene Ereignisse und Vorgänge laut vor, die das Publikum interessieren konnten. Der Inhalt dieser Vorlesungen war natürlich recht einförmig; er betraf Diebstähle, Selbstmorde aus Liebe, Morde, Brände usw. Bei diesen »sprechenden Zeitungen« war ein bestimmter Preis für die Arbeitsleistung nicht vereinbart, aber die Zuhörer hielten es gleichwohl für ihre Pflicht, die Vorleser mit kleinen Münzen zu belohnen. Gegenwärtig trägt den Namen »Jomi Uri« eine der großen in Tokio erscheinenden Zeitungen.

Die erste Zeitung erschien in Japan im Jahre 1854, das ist unmittelbar danach, als der amerikanische Kapitän Perry mit acht Kriegsschiffen an den Küsten der Insel Nippon erschien, und sieben Jahre vor Ausbruch der japanischen Revolution. Diese Zeitung wurde übrigens in Hongkong gedruckt und in Yokohama nur als Kontrebande eingeführt. Sie hatte den Titel »Kaji-kwanchin«.

Die durch die Ankunft der Fremden hervorgerufenen Unruhen und der Abschluß der ersten Handelsverträge erregten in Japan die Geister sehr und riefen eine heftige Feindschaft gegen die Ausländer, aber zugleich auch Neugierde hervor.

Dieser Haß legte sich allmählich, weil die Japaner bald einsahen, daß sie von den Ausländern viel lernen konnten. Und als sie auch erkannten, welchen Nutzen die Presse in Europa bringt und welche hohe Bedeutung sie dort hat, gingen sie sofort daran, auch in Japan eine Tagespresse zu schaffen.

Die Arbeit der Redakteure und Mitarbeiter wird in Japan sehr schlecht bezahlt, aber noch schlechter sind die Verhältnisse der Seher. Die Seherfälle selbst sehen ganz anders aus als in Europa. Hier findet man nicht, wie in den europäischen Buchdruckereien, einige Duzend Seher, die vor großen Kästen stehen und die nötigen Buchstaben mit der Hand einholen. Der japanische Seher erweist sich, wenn man so sagen darf, als »Kommandant« einer ganzen Armee von Burschen, die hin- und herlaufen, die Buchstaben zusammensuchen und ihrem Vorgesetzten zutragen. Und dieser Buchstaben sind überaus viele: gegen 10000 chinesische, wozu noch die japanischen syllabischen Buchstaben, die Hiragana und die Katalana, kommen. Alles das bildet einen sehr großen Kasten, der gleichzeitig allen Sehern dient, und da die letztern natürlich nicht selbst nach den Buchstaben herumlaufen können, so hält man eben die Burschen. Im Laufe des Tages verdient der japanische Seher nicht mehr als 1  $\mathcal{A}$  50  $\delta$ , die Burschen aber stehen bloß in Kost und bekommen nur zuweilen einen Monatslohn von etwa 7  $\mathcal{A}$ .

Aber trotz der Billigkeit der Arbeit wie auch des Papiers haben in Japan nur die großen Zeitungen, die in großer Auflage erscheinen und bezahlte Inserate bringen, eine gesicherte Existenz. Mehr als 100000 Auflage haben die Zeitungen »Joroshohō«, »Asahi« und »Jiji-shimpo«. Die Auflage der andern gangbarsten Zeitungen schwankt zwischen zwanzig und fünfzig Tausend.

Seit einiger Zeit macht sich auch in der japanischen Presse eine Tendenz bemerkbar, die schon lange in der Presse der Vereinigten Staaten von Amerika beobachtet wird: die Qualität beginnt gegen die Quantität zurückzugehen. Die Zahl an Seiten wird immer größer. Bisher gehört der Vorsprung in dieser Beziehung der Zeitung »Jiji-shimpo«, die ihren Lesern am Neujahrstag ganze 48 Seiten gibt. Eine andere Zeitung »Tokyo-nichi-nichi« gab kürzlich aus Anlaß ihres 25jährigen Bestehens eine Nummer von 128 Seiten heraus. Ein oder zweimal jährlich werden Beilagen gegeben, die in geographischen Karten, Chromolithographien, Reproduktionen von Gemälden u. a. bestehen. Jede Nummer einer Zeitung kostet einen oder höchstens 2 Sen, das ist nach unserm Gelde annähernd zweieinhalb bis fünf Pfennig.